

Meine eigene Rampe bauen

Viele Rampen mussten gebaut werden, nicht nur in den Schulhäusern, sondern auch von Mensch zu Mensch und erst recht auf dem behördlichen Instanzenweg. Der Zugang zur Regelschule ist nach wie vor schwierig und Schul-Assistenz ein neues Gebiet. Timon Schneider, Gymnasiast und Elektrorollstuhlfahrer, berichtet von seinen Erfahrungen.

Es ist noch früh. Gerade bin ich im Taxi angeschnallt worden und wir beginnen unsere Fahrt durch die morgendliche Hektik des Verkehrs. Gefühlte zehn Minuten später begrüße ich Sascha, meinen Assistenten, vor dem Schuleingang. Zusammen gehen wir in den Lift und bereiten uns im Klassenzimmer auf den Tag vor. Während wir uns noch über das vergangene Wochenende austauschen, packt Sascha meine Schulsachen aus und legt sie auf meinen Tisch. Ich habe Muskeldystrophie Duchenne und bin deshalb auf Hilfe angewiesen. Mein Assistent ist die ganze Schulzeit über an meiner Seite und ersetzt mir die fehlende Muskelkraft. Denken kann ich gut allein.

Der Anfang einer schwierigen Zeit

Meine Schulzeit hatte nicht gut begonnen. Kaum hatte ich meinen Kindergarten abgeschlossen, wollte mich die Kindergärtnerin nicht in die Schule schicken, weil ich nicht reif dafür sei. Es war der Anfang einer schwierigen Zeit. Dank dem Einsatz meiner Eltern konnte ich dann aber doch in die Primarschule gehen. Diese Vorurteile gegenüber Menschen mit einer körperlichen Einschränkung haben mich während meiner ganzen Schullaufbahn begleitet und mich immer wieder vor Probleme gestellt. Am Anfang meiner Primarzeit hatte ich noch grosse Mühe, mich dem Schulrhythmus anzupassen. Ich wurde zu den «schwierigen Fällen» abgeschoben und als nicht ganz richtig im Kopf eingestuft. Meine Eltern mussten immer wieder dafür kämpfen, dass ich nicht in die Sonderschule geschickt wurde. Die Idee «Sonderschule» kam leider immer vor einem konstruktiven Lösungsvorschlag um die Situation zu verbessern. Zum Glück wurden meine schulischen Leistungen ab der dritten Klasse besser und die Diskussionen bezüglich der Sonderschule rückten in den Hintergrund. Diese höhere Erwartung an behinderte Menschen konnte ich immer wieder feststellen: Wenn die Leute schon behindert sind, sollen sie uns nicht noch mehr Probleme machen. Nicht die Schulen passen sich an, sondern die SchülerInnen, ob behindert oder nicht.

Es musste immer Pionierarbeit geleistet werden

Gerade hat es in meinem Schulhaus zur Pause geklingelt. Die meisten rennen aus dem Zimmer um in einem nahegelegenen Supermarkt essen zu holen. Für



Sascha und Timon: zwei Pioniere der Schulassistenten Bild: zVg

mich sind diese Ausflüge keine Option, weil die Pausen dafür zu kurz sind und ich kein Znüni-Mensch bin. Während der Pause hilft mir mein Assistent bei meinem WC-Bedürfnis. Die Situation der WCs ist in den meisten Gymnasien problematisch, so auch in meinem Gymnasium. Es gibt nur in einem Stockwerk eine behindertengerechte Toilette. Diese Tatsache an sich wäre kein Problem, wären da nicht die Klassenzimmerwechsel und die kurzen Pausen, die ein pünktliches Erscheinen verunmöglichen. Zum Glück sind da die Lehrer sehr verständnisvoll. Mit Infrastruktur-Problemen mussten wir uns während meiner ganzen Schulzeit auseinandersetzen. Entweder standen der Denkmalschutz oder das Erziehungsdepartement dem Einbau eines Lifts im Wege. Es war ein ständiger Kampf. Bis die Mittel schlussendlich gefunden wurden, war ich mit den jeweiligen Schulen fertig. Es musste immer Pionierarbeit geleistet werden.

Das Konzept der Schul-Assistenz

Ab der dritten Klasse bekam ich einen Assistenten, das heisst, wir mussten einen neuen Beruf kreieren. Dabei spielte der damalige Rektor eine tragende Rolle, weil er Kontakte zum Zivildienst hatte. Dadurch wurde es für uns möglich einen grossen Pool von möglichen Assistenzpersonen zu generieren. Zu Beginn hatten die Lehrpersonen eine gewisse Scheu und Unsicherheit gegenüber dem Assistenten, der die meiste Zeit im Klassenzimmer dabei war. Diese legte sich aber schnell und die Schule nahm wieder ihren gewohnten Lauf. In meiner weiteren Schullaufbahn wurde das Konzept der Schul-Assistenz übernommen und weiterentwickelt. Alljährliche Sitzungen wurden installiert, um mit allen Beteiligten (Lehrpersonen, Arzt, Physio, Eltern, Assistenz) die Koordination und Zusammenarbeit, kurz: «meinen Fall», zu besprechen. Dass meine Eltern und ich bei allen Entscheiden, insbesondere bei der Wahl der Assistenzperson Mitspracherecht erhielten, musste aber auch erst erkämpft werden.

Vor dem Eintritt ins Gymnasium kam eine neue Ungewissheit auf. Denn kaum ein Muskelkranker war je zuvor ins Gymnasium gegangen, schon gar nicht mit einem Assistenten. Wer würde den Assistenten bezahlen? Weiterhin das Erziehungsdepartement, obwohl die obligatorische Schulzeit beendet war? Keiner wusste eine Antwort auf diese Frage. Wiederum setzten meine Eltern alles in Bewegung bis die Bezahlung des Assistenten zugesagt wurde. Dies ist aber vorerst nur für meinen Fall gültig. Gesichert ist die Schulassistentz noch immer nicht. Ein weiteres Problem stellt sich beim Krankheitsfall des Assistenten. Wer soll sich um einen Ersatz kümmern? Oftmals fühlt sich keiner verantwortlich für solche Fragen und wieder ist die Familie dafür zuständig.

Wieso bist du im Rollstuhl?

Nun ist es Mittag geworden und mein Assistent und ich fahren in die Mensa. Meine Klassenkameraden sind schon da und wir setzen uns zu ihnen. Während dem Mittagessen wird über alles Mögliche geredet. Ich fühle mich sehr wohl, teile aber wenig mit meinen Kollegen. Früher wurde ich oft gefragt: Wieso bist du im Rollstuhl? Vor allem in der Primarschule, denn in diesem Alter ist die Neugierde gross, aber die Hemmschwelle tief. Ich habe eine ambivalente Beziehung zu dieser Frage. Einerseits hat sie mich am Anfang verängstigt und ich konnte nur stotternd eine Antwort geben. Andererseits ist sie sehr wichtig. Sie wird in den weiterführenden Schulen nicht mehr gestellt, weil keiner einen Fehler machen möchte. Aber genau da liegt der Hund begraben. Durch die ungeklärte Frage entsteht eine noch grössere Unsicherheit. Als Betroffener ist einem nicht wohl dabei, wenn man seine Behinderung erklären muss. Man kann diese Frage nicht ohne eine gewisse

Emotionalität beantworten. Deshalb gehe ich ihr meistens aus dem Weg. Aber ich weiss wohl, dass die Beantwortung dieser Frage entscheidend dazu beiträgt eine Anspannung zu lösen.

An mentaler Stärke gewinnen

Abgesehen davon fühle ich mich in meiner Klasse wohl. Wegen der Berührungängste muss ich aktiv nach Kontakten suchen, nicht die anderen. Da muss ich meine eigene Rampe bauen. Manchmal denkt man sich, wieso muss ich alles machen? Können die anderen das nicht auch machen? Man beginnt an sich zu zweifeln und denkt sich, dass man uninteressant sei. All dies ist nicht einfach zu lösen und schreckt viele Eltern davon ab ihre Kinder in Regelklassen zu schicken. Ich bin davon überzeugt, dass beeinträchtigte Kinder die Regelschule besuchen sollten, weil man durch diese Hindernisse an mentaler Stärke gewinnen kann. Zudem führt eine frühe Einschulung in die Regelklassen zu einer verbesserten Inklusion. Wenn Kinder früh Kontakt mit behinderten MitschülerInnen haben, werden sie diese eher als normal akzeptieren. Dieses Vorgehen führt zu einer Enttabuisierung und einer vielfältigeren Gesellschaft.

Ich wünschte mir, dass man die Wahl hätte

Wichtig erscheint mir aber, dass Regelschulen sich verändern und auf behinderte Menschen zugehen sollten. Meistens bringt der Besuch einer Regelschule so viele Nachteile mit sich, dass Eltern ihr Kind in eine Sonderschule schicken. Diese Nachteile der Regelschule sollten vermindert werden, damit ihre Vorteile zum Vorschein kommen können. Behinderungen sind sehr vielfältig und deshalb ist es wichtig, dass jeder für sich herausfindet welche Schule besser passt. Ich wünschte mir, dass man die Wahl hätte, aber dies ist leider noch nicht der Fall.

Timon Schneider